

Ideen – Splitter. Stumme Gesänge der Klangfarben

Von Quadraten und Fächern. Zur Ausstellung von Marie-Luise Frey und Johann P. Reuter

1. Hören wir lieber die Farben und sehen den Klang

Verrückt, dass Musik als die abstrakteste aller ästhetischen Sprachen doch einzig konkret körperlich wirkt.

Sicher fasziniert gerade bildende Künstler solche unabhängige, immaterielle Kraft: Klangkonfigurationen stehen der sichtbaren Welt, der ja Malerei wesensmäßig verpflichtet bleibt, absolut souverän gegenüber.

Zwar schielten visuelle Kunst im Raum seit Jahrhunderten auf sich in zeitlicher Dynamik entwickelnde Kompositionen, doch rücken die „Schwesternkünste“ mit revolutionären Innovationen wie Fotografie, Film oder Grammophon weit näher zusammen. Malerei wie Musik verabschieden sich mit wachsender Geschwindigkeit von tradiertem Nachahmen der Wirklichkeit, beschleunigt dank nahezu perfekter Aufnahmetechniken.

Sakrale wie profane Klangkonfigurationen gewinnen seit dem Impressionismus fast Modellcharakter für Malerei, Graphik und Skulptur. – Jedoch sieht beispielsweise Debussy kreativen Input seitens durch aktuelle „Leinwände“. Er sucht mit „Tontupfern“ zeitliche Prinzipien zugunsten kontrastreicher, nebeneinander ordnende Farbflächen und Zeichnungen zu entkommen; will seine bislang Unerhörtes schaffen, in dem heftige Momente aus der Dauer herausgeschnitten und neu montiert werden. Kollagen zum lauschen entstehen. Strawinsky, bestrebt alle weichen, vermittelnden Funktionen zu tilgen. Setzt auf harte Kontraste. Von „einer Art musikalischen Kubismus“ plaudert sein Tagebuch. Eric Satie dagegen schielt ironisch ins Kino oder entdeckt Comics als Inspiration. Serielle Werke entstehen.

Tonkünstler zertrümmern in der Folge lieb gewonnene Harmonik, völlig anderen „Geräuschen“ auf der Spur.

Wichtig: Wechselseitig beginnen neue Dialoge zwischen den Künsten, die zugleich Alltagsgeschichte kommentieren.

2. Zeichen auf erhabenen Flächen

Während aus vielen Farbmaterialschichten modulierte „Flächen“ plastisch, geradezu sinnlich atmen, verleugnen graphische Elemente, befremdende Striche im Bild, den Körper.

Einerseits, weil solche „Zeichen“ auf keinen klar erkennbaren Referenten verweisen, andererseits aber auch durch die grau - schwarze Kontur selbst. So entsteht ein Eindruck, als fänden graphisch-geschlossene Skizzen „aufgesetzt“ ins Ensemble.

So irrt, wer stark strukturierte Reliefebenen lediglich als Hintergrund sieht. Er wäre - das Wortspiel sei gestattet - eher vom Hintergründigem zu sprechen. Sie lassen Tiefe imaginierten, erheben sich zugleich vom Papier, der Pappe oder Leinwand. – Topographisch anmutendes Terrain betört, bannt fremd-vertraut Blicke wie eine Ballonfahrt überunentdeckte Planeten.

Skizzen scheinen sich zufällig, voller Willkür im fremden Terrain niederzulassen. Wie Insekten auf der Haut. Wenn nicht störend lästig, so doch zumindest irritierend.

Assoziieren ließe sich auch das einfache, flüchtig hingeworfene Graffito. Wie naives, pubertäres „Gekritzeln“; es muten etwas „linkisch, unfertig“ an. Klar, derart salopp zugeschriebenen Eigenschaften sind weder richtig noch befriedigend – doch auch nicht vollkommen falsch. Sie fordern zum tratschen auf, zum Darüber reden. Kecke Zugaben zu stimmigen, sorgsam aufgebauten Schichtbild, verfremden das abstrakt – harmonische Feld; sicher trifft die doppeldeutige Vokabel „deplaziert“ zu. Betrachter staunen vorgeführt. - Plötzlich ergänzende Miniaturen enttäuschen ständig das, wonach sie aussehen und strecken deutendem Erwarten die blanke Zunge heraus. Verlangt manch postmodernes Werk nach wissenden Wörtern, die kulturellen Standards widersprechen, so schützt sich Reuter davor, bloß philosophische Ideen zu illustrieren. Jeder darf angebotene, visuelle Details verschieben. Augenzeugen montieren, wissentlich oder nicht, Eigensinn aus gegebenem Material. Vom tradierten Kontext befreit, sprechen gestaltende Momente anders. Quasi vertraute Dinge erscheinen vom Gewohnten abgelöst neu beleuchtet.

2b. Architektur ohne Landnahme

Aufgepfropfte schwarze Blöcke gleichen Schatten architektonischer Landnahme, verabschieden sich jedoch vom realen Bau oder Plan. - Niemand zwingt uns optische Stereotypen zu zerstören. Subversiver scheint der Dialog zwischen Ansichtssache und Ansehendem: wir Schauende durchqueren wohlwollend kollektives Erinnern, lernen seinen Anteil zu akzeptieren. Anders formuliert: Stückwerke, Werkstücke lösen in uns Arbeit aus. Keineswegs fatal, wenn gerade somit fremdes, doch anvisiertes Zubrot erst den Tisch deckt? – Angenehm sich vorzustellen, dass wir von Außen – mittels unserem Beiwerk – erst Werte schaffen, die ästhetische Produktion, neue Objekte auf dem Kunstmarkt erzielen.

Vages schließt rätselhaft jedes Zwielficht aus; das Vage flirtet niemals tot, es lodert lebendig. Paradoxerweise erzählt so Abstraktes weit konkreter als leicht nachvollzogene Simulation. Statt „Als ob“ begeistert nun „genau so“, ohne Varianten auszuschließen.

Reuter spielt im Quadrat, weicht dabei geometrische Form stets neu. Dadurch entwickelt sich ein serielles Weiter im Takt. Wie in der Musik. – Bei dieser Präsentation improvisierter Sounds eher „ähnlich“ dem Jazz als komplexen, „heiligen“ Tongemälden ...

3. Sprech Weisen - Blinde Schriften. Oder: Fatahmorgana der Worte

Kunstbegehren lässt sich schwer sprachlich fassen; es klagt ein, dass zunächst Schaffende, späte Rezipienten unmittelbar und möglichst bar aller Vorurteile Anteil nehmen. Wer über Ausgestelltes schreibt sollte bekennen, dass selbst spannende Worte bloß um verstehen heischen und auf erklären verzichten (müssen). – Kultureller Output entzieht sich stets dem Kausalen. Handeln bestimmen Werke. Dabei hätte der Kreative auch vollkommen anders angieren können. Er wählt aus mannigfach Chancen. – Diese schlichte Tatsache lässt zu, dass Menschen überhaupt von Freiheit reden dürfen. Sogar, wenn uns die Stilmittel oder der Themenkanon vertraut scheinen, so überrascht doch jede Arbeit. – Abgesehen vom Aktuellen bei noch fast „feuchten“ Objekten; auch Bilder, welche wir oft und genau betrachteten, erzählen jedes Mal anders, ohne dass jemand Hand anlegte.

Gleiches Material variiert sein Gesicht wohl in zweifacher Weise. – Exponate reagieren auf Tages- und Jahreszeiten; einfallendes Licht moduliert mit. Lohnend deshalb, mehrfach hinzuschauen. „Nach der Natur“ wäre wortwörtlich zu interpretieren: gerade weil Abstraktes auf romantische, expressive - kalte oder warme „Beleuchtung“ verzichtet, kein unsichtbares

Fenster offen steht oder Kerzenschein erhellt, prahlt nicht gemaltes „Illumination“ von technischer Finesse, sondern meldet sich wirkliches Licht. – Es existiert einfach aktiv. Unkalkulierbar vom Künstler, unbeherrschbar auch.

Solch „Dazu“, das wechselhafte Wetterlagen akzeptiert und aufnimmt, erfindet keine erhellende Quelle. Ironisch gesagt: Niemand muss ein Licht anschalten, um die Sonne zu sehen.

Abstrahierende Ästhetik - gleich welche Muse inspiriert – steckt damit im Dilemma. Abschied zu nehmen vom Realismus zwingt dazu, absolut sorgfältig, sicher durch Phantasie beflügelt, selbst wirklich, wahrhaftig zu werden. Erstmals „ratlose“ Artisten im Atelier müssen sich hart engagieren, damit Ideen Gestalt annehmen. - Indessen: aktuelle Kunst brach schon immer mit gesellschaftlichen Normen, erweiterte alltägliche „Sprech-, Seh- und Hörweisen“ auf Zeit. Irgendwann aber landet das „mehr-sagen-wollen“ im Alltag. Poster, auch ansprechende Repliken der Expressionisten oder Kandinskys Wille zur Abstraktion zielt längst „schöner Wohnen“ allüberall. Von der Masse ehemals geschmähte Avantgarde ähnelt heute fast Folklore. Rezeptionsgeschichten glätten eben gestrigen Eklat. –

Damit aber rückte Kunst zunehmenden ins Off, gebärdet sich schwer verständlich oder gar apokryph. Sie bedurfte immer wagemutiger, neugieriger Zeugen.

Sinn entsteht, weil er sinnlich hervorgebracht, bislang unbetretene Räume aufschließt, beziehungsweise so „entfremdet“, dass Eindringlinge phantasievoll nach Schlüssel fahnden.

4. Beredtes Verstummen. Ohne Titel - Werknummern

Namenlose Aktion, wie schwer zu benennen!

Etwas geschah auf Flächen, im Raum. – Jetzt, exponiert vor wundersüchtigen Augen, geschieht nichts mehr in der Kunst. – Körper bewegen sich vorbei oder bewegen sich nicht. Jemand steht nur da und schaut. Doch selbst wo keinerlei Bewegung beobachtbar, ändert sich doch manches.

Das kommt auch von den Stimmen, was aber kaum heißt, dass es jemals Sätze sind, die agieren oder geschehen. Sprache sucht nur gangbare Wege.

Indem beispielsweise ich rede, vertraue ich Worten, die ich unter sich gelassen habe. Sie kommen und verschwinden; parallel zu anderen Gehenden gehen zu dürfen und somit vielleicht Wege zu finden, das Schweigen auszufüllen, ohne es zu brechen.

Jeden bitte ich, der meine Stimme hört, das Gesprochene sofort zu vergessen. Damit Worte sich im Schweigen auflösen, aus dem sie kommen.

Im Reich des Sichtbaren geschieht nichts, was ohne Anfang und Ende auskommt. Doch nie vermögen wir den Ort erkennen, wo etwas begann oder endete. Für einige starte das visuelle Ereignis lange, bevor es real auftaucht. Für andere setzt es sich fort, wenn auf nimmer wieder sehen verschwunden. – Gehen die einen von „Vorbildern“ aus, mutmaßen andere Nachwehen oder Spätfolgen.

Mit anderen Worten: nehmt Abschied von merkantilen Botschaften. Blutwurst ist die Bitte um etwas Senf. Die Schweiz meint Europas geologische Knautschzone. Manuel ist ein vermauertes Tor. – Erst weit unter normal Null oder im All existieren Dinge, die nichts mehr bedeuten wollen und die niemand „verwerten“ kann.

Nochmals variiert: manchmal wird es erforderlich, Sachen oder Umständen, von denen zu sprechen wäre, nicht mehr zu benennen. – Weniger, weil wir die Existenz anzweifeln; eher im Gegenteil ...

Das Buch der Bücher gibt dem einzigen, hebräischen Gott neunundneunzig Namen, denn Er ist ewig - unaussprechlich. Bis in christliche oder islamische Traditionen hinein anerkennen Gläubige das Unsagbare, Unsehbare und Unverständliche.

Reuter wie Frey wissen darum, wie ihre Arbeiten in – oder für Kirchen illustriert. Beide beherzigen undogmatisch ein zentrales Bibelzitat: „Du sollst Dir kein Bildnis machen.“ Sie geben damit dem zunächst rein ästhetischen Aufbegehren gegen realistische Weltsicht so etwas wie Transzendenz zurück. – Sie laden somit zur Meditation, zum innerlichen „Gebet“, wortlos. Gerne verzichten sie auf eindeutige Interpretation.

Aber auch auf weniger hohen Ebene verzichten Menschen, das, wovon sie reden, konkret zu bezeichnen. Das Fürwort „es“ klingt beachtenswert. – „Wie geht es Dir?“ fragend, antworten wir zugleich: „Es ist doch natürlich, dass ...“

Wir meinen zu wissen, wofür das „es“ steht, das sich der Definition entzieht. Klar doch: was jeder versteht, muss nicht ausgedrückt werden. Auch nicht, was keiner kennt. Paradox, zugegeben. Das vage „Es“ ist nichts Geringeres als das, was uns zu vorurteilsfreiem Sprechen, Malen, Schreiben, Komponieren oder Handeln treibt. Doch selten fragen wir, was jenes „es“ sein könnte. Und das Gefühl, das in uns harrt, träumt verschwiegen von Wahrem, das unserer namenlos zerrissenen Gegenwart „Einklang“ schenkt.

Reuter nutzt auf seiner Homepage – Eintrittsseite das als Opposition vertraute Begriffspaar „sakral“ und „profan“. Doch binäre Gegensätze, die uns denken lassen wie dem Computer mit Null und Eins gehören eigentlich zusammen. Kein gut ohne böse, kein schön ohne hässlich, kein alt ohne jung, keine Natur ohne Kultur ... Immer „entwederoder“ in einem Ausdruck.

Schöpfung, meinethalben Mitwelt unterscheidet niemals zwischen Mystischen und Irdischem, zwischen Wissen und Glauben. Das „Heilige“ verschwand in dieser aufgeklärten, berechnenden Welt eben keineswegs. Es ist nicht vergangen, sondern es zeigt sich als Vershobenes, verborgen und verdrängt überaus aktuell. – Es gilt lediglich, es wieder zu entdecken. – Künstler spüren – wissentlich oder nicht – verwischten Spuren dieses Geheimnisses nach. Wir Augen- und Ohrenzeugen wollen rekonstruieren, was uns längst eigen.

Im neuen Testament fürchten sich die Jünger vor dem Martertod Christi, verraten ihren Messias sogar; aber auch der auferstandene Leib lässt sie zweifeln. Das Heilige, trifft es auf „Allzumenschliches“, schürt stets Entsetzen.

Nur Märchenhelden, wesentlich Wanderer, begegnen dem Nubiosen und Profanen auf einer Ebene. Weder Zwerg noch Riese bringt sie ins straucheln. Selbstverständlich lauschen sie Feenwort oder Hexenzauber. – Ihre Unvoreingenommenheit besiegelt, dass sie sich jede Kraft zunutze machen können.

Märchen prägt konkrete Handlung, aber abstraktes Erzählen. Sein Terrain ist flächenhaft und rekrutiert gerade dadurch oben mit unten, Reales mit Phantasmen, auch Heiliges mit Teuflischem ... - So unlauter der Vergleich: wir Alltagsmenschen mutmaßen im Künstler gewissermaßen Märchenhelden, die aber ihrerseits mitten im unwirtlichen Hier und Jetzt stecken. – Nur in ästhetischer Aktion sind sie freier. Manchmal.

5. Gefächert. Listige Accessoires

Mag Luftzufuhr als primäre Funktion von Fächern gelten, so wirken jene über Portugal aus Ostasien eingewanderten Modeaccessoires eher als Emphase.

Offen, verstecken sie ein Antlitz teilweise, um aber Augen oder Lippen zu betonen.

Spielerisch plaudern gefaltete, reich verzierte – meist halbkreisförmige Fächer nonverbal.

Das feminine Gesicht versteckt sich zur Hälfte, ein tiefes geschnittenes Dekolletée kann listig verschlossen erst recht locken, ... Wie hinter einem Theatervorhang lächelt sie leise am Ohr eines anderen. – Auch wenn im Barock, zur Blütezeit des Utensils, auch Perücken gekrönte Männer Fächer nutzten; fraglos aber assoziieren wir heute weibliche Erotik zuerst.

Bei noblen Abendgesellschaften, in Opernhäuser und Theatern, auf Bällen ohnehin knickte manch schlankes Handgelenk, um mit Fächern zu winken. – Oft an mondäne Orte der zierende Schmuck unverzichtbar bis zum Ende des Zweiten Weltkrieg.

Mythologische übertrieben glauben einige Historiker an spezifische Signale, mit welchen betuchte Damen potentiellen Liebhabern geheime Botschaften zu winkten. – Wie wohl non verbal kann von verschwiegenem Flirt keine Rede sein, wenn jede andere Fächerträgerin nebst Galan mitlesen durfte. Sollte die oft berufene Fächersprache existierte, so höchstens als amouröse Solidarität. – Unwahrscheinlich.

Mit Flamenco - Tänzerinnen bedruckte Exemplare, fächern Touristen heimwärts sinnlich - kämpfende Rhythmen zu. Zum Karneval mimt eine Alma Mater. Modeschöpfer, schwarz gehüllt, ergänzen maskuline Langeweile ... Von über 200 professionelle Fächermacherinnen in der Kapitale der Liebe um 1920 überlebte einzig eine Werkstatt.

Das Accessoire zieht sich in Museen oder Sammlungen zurück, wird bei Kostümverleihern nachgefragt, bereichert Arsenalen der Schauspielhäuser ... Dem Alltag entrückt, wandeln sich Fächer zu Botschaftern kollektiven Erinnerns. Damit ist mehr als historische Relevanz gemeint; eher weiteres Hoffen: dass winzige Details an stumme Gefühle mahnen können. Niemand beäugt argwöhnisch Fächer, sondern spürt das Vergessen-Menschliche kurz aufatmen.

Marie-Luise Frey verändert organisch anmutenden Fächer-Form, wie ihr Atelier- und Lebenspartner Johann P. Reuter das geometrische Quadrat. Beide eint, dem Thema treu zu bleiben – formal wie inhaltlich. Kreative Kontinuität klagt ein, sich einer Schöpfung im Wandel zu stellen. Demütig, dankbar. – Ihre „Dazu“ eifert kaum darum, sich die Erde untertan zu gestalten wie es Ingenieure, Architekten, Erfinder oder Hausmeister anstreben. Statt Zweckrationalismus triumphiert Phantasie. Statt Homo Faber tritt Homo Ludens auf. „Besserwissen“ ade, zugunsten kultureller „Spielerei“!

Jedoch regt sich weder japanischer Charme einer Geisha noch lockt andalusischer Flamenco – Tanz. Vom gewohnten Kontext isoliert, dürfen diese Fächer für sich selbst sprechen und gerade so anderes als puren Gebrauchswert zeigen.

Mal zieren an fernöstliche Schrift mahnende Zeichen den blass grundierten Halbkreis, bald verwundert nur fragil „Hingewischtes“, zurückhaltende Farbigkeit. Manchmal treten gezügelte Falten perspektivisch auf, anderswo dominiert glatte Oberfläche.

Deutlich wird, dass der Abstand zum inspirierenden „Vorbild“ wächst, denn die späteren „Versuchungen“ abstrahieren zunehmend, reduziert auf archaisch Wesentliches.

Wer mag, kann sich der Rosen-Arbeiten Freys erinnern, jenem Techtelmechtel zwischen Blühender Pracht und ihrer Vergänglichkeit. Innehalten dazwischen: vielleicht demonstriert Kunst eben im Moment fließende Übergänge. Die Zeit steht still, doch am vor- und nachher

besteht kein Zweifel. Paradoxe Weise erlaubt innere Ruhe solche Zeitreisen. Wolkenfächer bringen den Himmel nah. Wer hier mit ziehen könnte!

Symbolisierten Rosen kultivierte Natur, so entlarvt der Fächer natürliche Technik. Im klimatisierten Raum weht plötzlich leiser Windhauch. Im Verstecken wartet das begehrte Antlitz, reizvoll verborgen. – Wo hinter?

Gleichen nun antiquierte -, einst modische „Wedel“ doch gefiedertem Laub: Akazie, Rubine, Esche, ... - Botanische Wunder inspirierten frühe Fächer - Designer. Blätter jener Bäume jedoch hätten niemals als Fächer funktioniert. – Im Land der Pharaonen führten Sklaven der ägyptischen Oberschicht mittels Palmengrün Labsal in Wüstenhitze zu. Rein „pragmatisch“, wie Wandgemälde oder Hieroglyphen-Schriftzeichen illustrieren. – Mit symbolischem Mehrwert liebäugeln dagegen kokette Chinesinnen, fast zeitgleich. Fernöstliche Kultur zurt Mythen zusammen, die neu interpretiert, den Bedürfnissen europäischer Frauen weit später genügen.

Nur, weil sich im Rückspiegel elementare Gegensätze zeigen, lohnt dieser Exkurs. Da opponiert Funktion wider Form sowie Sinn gegen Symbol, um „künstliche Natur“ zu etablieren. – Zudem balancieren Fächer auf brüchigen Grenzwänden zwischen Hier und Dort, Einst und Heute. – Sehr weite Felder nerven anregend. Unterstellt, dass Künstlerinnen eben vielschichtige Flächen beackern, nahm sich Marie-Luise Frey vielleicht zufällig eines lohnenden Sujets an. – Zugegeben scheint es anmaßend, sich so gezielt zu äußern als sympathisierender Kritiker. Als ließe er innere „Bildschirme“ leer laufen, um das zu tun, was jeder tut angesichts des Unerwarteten. Er verknüpft Erinnern mit Neugierde voraus wie auch Marie-Luise selbst im ästhetischem Begehren. – Und „bemüht“, befriedigt er damit sicher Intentionen der „Autorin“. Jeder Ausstellungsgast kann ähnliches. – Nur zu!

Kurz: Marie-Luise Frey handelt meilenweit entfernt vom Alten Ägypten, abseits chinesischer Blüte und schielt kaum nach gestrigen Spleens Europas. – Sie macht Kunst, heute.

Eines fällt noch auf dabei: ihre Kollegen der Aufklärung, als die Fächermode aufkam, trachteten danach, ihr handwerkliches Geschick zu perfektionieren.. MLF dagegen reduziert dagegen stilistische Mittel. Ihre frühen Fächer zitieren noch Bekanntes, aufwendig kreierte. Je länger sie aber sich des Themas annimmt, um so „minimalistische“ und freier präsentiert sie „Ansichten“. – Die alberne Floskel, nach welcher weniger mehr sei, gewinnt durch den gefächerten Werkprozess Konturen. Einfache Formgesten überzeugen am End'. Nochmals: „Nach der Natur, endlich Kunststück!“

Schüchterne Blässe gepaart mit signifikantem „Kleinod“ legt nahe, „weibliche Ästhetik“ zu erspähen. Sag's durch die Blume – oder den Fächer eben! Es entspricht durchaus femininen Klischees in Männerhirnen, wenn Rosen oder Geschmacksverstärker der Mode variabel Imagination ausstatten. – Doch von „feministischer Kunst“ als emanzipatorischer Schrei keine Spur. Eher ironisches Lächeln, ganz ernsthaft, huscht ins Werk.

Schelme verweisen auf Freys Art-Biographie: zur Paramentenstickerin ausgebildet, somit mit kirchlichen Textilien vertraut, outet sich die Guntersblumerin mit „frommer Handarbeit“ vor 1982, um hernach an der Nürnberger Akademie Bildende Kunst zu studieren bei dem renommierten Textil- und Flächendesigner Prof. Stephan Eusemann. Aha! – Schon wieder Stoff und Nadel! Doch kaum verräterisch – eher konsequent. Null pragmatisches Kalkül, wie ihr Mut zur unabhängigen Künstlerin belegt. – Sonst säße sie in einem klimatisierten Studio eines Giganten der Bekleidungsindustrie oder vertierte wieder Messgewänder. – Nein. Heute

lehrt sie selbst am Elisabethenstift Darmstadt. – In sakralen – wie öffentlichen Räumen fanden fein „gewebte“ Installationen Beifall.

Dabei heischt sie niemals als Innenarchitektin um Zuspruch, denn ihre Raumnahme folgt zwar vorhandener Steine Spur, nimmt deren Atmosphäre auf, doch weiß sie genau, ihre durch Schwarzlicht sichtbaren Eingriffe bleiben nur kurzfristig präsent. – Vergängliches, im rastenden Stillstand unserer gehetzten Epoche, zeigt sich „angesprochen“. Dahinter jedoch, ahnen wir Ewiges Licht, welches heller strahlt als Neonröhren oder Scheinwerfer.

Das Bedürfnis nach Transzendenz, nach etwas Hoffen, das über augenblicklich Notwendiges hinausreicht, verbarrikadiert so genannte Vernunft. Es gilt verzaubernde Mystik herauf zu beschwören. – Zunächst paradox, wenn solch meditatives Angebot „ihrerseits“ nur flüchtig auftaucht. Schaltet jemand Schwarzlicht ab, verlöscht jene Magie. – Und doch haftet Fremd-Vertrautes. Sehnsucht nach kontinuierlichem Mehr, das keine Buchhalter braucht, erregt, so behutsam zelebriert.

Ambivalent handeln Menschen. Im Auftrag zu „beherrschen“ – sich selbst wie den Globus - bleiben sie doch von der „Schöpfung“ abhängig. Nur aus Gegebenen entsteht Neues. Freys Wirken balanciert genau auf jenem Faden, der Natur und Kultur zusammen hält. Nennen wir ihn mit Walter Benjamin „Aura“, die ja seiner Analyse dank technischer Reproduzierbarkeit von Kunst abhanden kam.

Höchst sensibel, immer gläubig intelligent kann das weibliche Menschwesen Frey uns emotionale Versuchungen anbieten. – Schauen wir genau hin, entdecken wir charmante Dauer und registrieren, wie sehr moderne Leute sich in sich selbst einsperren, einkerkern im Verließ, im Keller ...

6. Fadenschein.

Mannifest illustriert eine dreidimensionale Installation im einstigen Weinkeller diese These. Fluoreszierende Textilfäden, wie das Papier von Marie-Luise Frey eigenhändig geschaffen, spannen sich zum Fächer. Zugleich aber auch zum „fadenscheinigen“ leuchtenden Raum im dunklen Verließ.

Drei Farben illuminieren ein Gewebe, das auch als Spinnennetz zu sehen wäre. – Während ein Freund an „Horrorfilm“ dachte, sieht die Künstlerin zunächst das Abseits als sicheren Ort. Losgelöst von betriebsamer Hektik spenden Keller erholsame Stille. Dabei weiß sie genau, dass hier einerseits nachhaltig Lebensmittel gelagert wurden oder mit Wein inspirierender Rausch in Fässern reifte.

Nicht von Ungefähr bezog MLF in Nürnberg Einweckgläser ein. – Frauenalltag zum einen, zum andern vergebliche Mühe, Früchte oder Gemüse „zeitlos“ zu konservieren.

Doch andererseits taugt der Raum auch als Gefängnis, Folterkammer gar. An den entführten „Guten“ Jan Philip Reensma erinnert das oder ans Tagebuch der Anne Frank. – An Marterzellen der Inquisition, weil Christentum entartete ... - Aber auch, übertragen, an so schlaue „kritische Vernunft“, die ihrer Intention zu wider nur neue Zwänge anschafft.

Wiederum gedeiht Spannung aus Widersprüchen, die allein ästhetischer Zugriff aussöhnt.

Achim Schiff; Oktober/November 2014